Betrachtungen eines Ehemannes

Die kleinen Vorkommnisse des Lebens. — Die Frau und die Mode. — Die Eifersucht im Eheleben. — Die Gewissensfrage an den Philosophen.

Von Marco Brociner.

Ja, habe eine große Hochachtung vor Philosophen, so lange sie bei ihrem Leisten bleiben und metaphysische Probleme wie Gott, Unsterblichkeit, Raum, Zeit, Substanz, Kausalität u. s. w beleuchten. Da kann man was von ihnen lernen. Wenn sie aber ein so lebendiges, so kompliziertes Wesen wie das Weib zum Gegenstand ihrer tiefgründigen Spekulationen machen, dann schüttle ich den Kopf. Ich gehe nicht mit. Die Philosophen sind nämlich entweder idealistische Verherrlicher oder boshafte Verkleinerer des Weibes. Das rührt daher, weil sie keine Sachkenntniß haben.

Wie gewinnt man in dieser Frage Sachkenntniß? Sehr einfach. Man ist ein Lebemann, flattert von Weib zu Weib und sammelt auf diese Weise Erfahrungen. Von einem Philosophen kann man natürlich nicht verlangen, daß er das Frauenstudium in dieser zeitraubenden empirischen Form betreibe. Es gibt nur noch ein anderes, normales, sehr anständiges Mittel, die Frauen kennen zu lernen. Man heirathet. Man heirathet allerdings nur eine einzige Frau — aber dieses einzige Versuchsobjekt ist sehr ausgiebig, es genügt vollauf.

Philosophische Denker haben aber seltsamerweise eine eigene Scheu vor der Ehe. Erwägt man all das, so begreift man, warum ich den Ansichten der Philosophen über das Weib keinen sonderlichen Werth beilege. Meine Paula hingegen ist anderer Ansicht als ich. Der Philosoph, der über die Frauen schimpft, der ist einfach ein Kretin. So behauptet sie. Der philosophische Frauenlob hingegen, das ist ihr Mann, seine Aussprüche gelten ihr als Dogmen, die sie mir gelegentlich unter die Nase reibt. Ich ahnte daher, was zutage kommen werde, als sie mich kürzlich fragte, ob ich den Philosophen Georg Simmel kenne.

„Jawohl", entgegnete ich, „er ist Professor an der Berliner Universität und hat ein berühmtes Buch über die Philosophie des Geldes geschrieben".

„Hast du den Bericht über den Vortrag gelesen, den er unlängst gehalten hat und worin er überaus fein und geistvoll das Geschlechtsproblem behandelte?"

Ich nickte.

„Dieser Bericht", fuhr sie fort, „enthält folgenden Passus: „Die Frau ist eine viel urwüchsigere Natur als der Mann. Sie besitzt eine wunderbare Insichgeschlossenheit, denn sie ruht viel fester auf dem Wesensgrund als der Mann. Dem tiefer Blickenden erscheint daher die Frau in der geschlechtlichen Rangfolge als das höhere Wesen. Aus ihr leuchtet noch jene mystische Einheit hervor, aus der die Zweitheilung der Geschlechter auftauchte. Das ist das Absolute im Weibe, jenes Heilige. Die Toilette, so sagtest du sehr fein, muß ein persönliches Gepräge haben, sie muß jeder Frau individuell angepaßt sein, die Mode hingegen man einstmals bei Sibyllen und Priesterinnen ehrungsvoll verehrte".

Paula machte eine kleine Kunstpause, schaute mich blinzelnd an und fragte dann, überlegen lächelnd, was ich dazu sage.

„Hut ab, vor dieser Philosophie!" entgegnete ich, „Hut ab, vor dem Absoluten in der Frau, das ich allerdings bei dir noch nicht entdeckt habe. Soll ich deshalb mit dem Philosophen polemisieren? Nein, so kühn bin ich nicht. Ich werde mir bloß erlauben, dich an einige kleine Vorkommnisse in unserem Heim zu erinnern und werde dann daraus die Nutzanwendung ziehen. Sprechen wir also zunächst von jenem Gegenstande, dem du jederzeit die zartbewegliche Empfänglichkeit entgegenbringst, von der Toilette. Für dich, meine liebe Paula, ist ja die Toilette ein Problem, das dich rastlos in Athem hält. Ich habe mich redlich bemüht, die tieferen Gründe dieser Erscheinung zu erforschen. Warum dieser tiefe Ernst, wenn es sich um Putz und Tand handelt? Willst du auf mich durch wirken? Ich glaube nicht. Du weißt ja sehr wohl, daß du keine außerordentlichen Zurüstungen benöthigst, um mein besonderes Wohlgefallen zu erregen. Ein einfaches Hauchen thut es bei mir auch, vielleicht in noch höherem Grade als eine prangende Prinzeßrobe. Andere Männer locken? Du denkst nicht daran. Für wen also die ewige Jagd von dem Modewaarengeschäft ins andere? Für wen diese langwierigen Konferenzen mit der Schneiderin, dieses gründliche Studium der Modeblätter? Diese nagenden Sorgen, ob der Schnitt gelungen, ob die Farben zusammenklingen und ob das Ganze jene Wirkung übt, die dir vorschwebt? Für wen? Ich glaube, du wirst mir nicht widersprechen, wenn ich behaupte, daß das bloß für die anderen Frauen und speziell für deine Freundinnen geschieht. Diese zu übertrumpfen, das macht dich selig. Von ihnen sich verdunkeln lassen, da sei Gott vor! Und unter deinen Freundinnen ist es namentlich deine Cousine Frida, mit der du einen zähen Wettkampf kämpfst, dessen Kosten ich natürlich bestreiten muß. Und als diese Cousine eines Tages mit einem mächtigen Radhut erschien, da wußte ich, was die Glocke geschlagen.

Du hattest früher gegen dieses Erzeugnis der jüngsten Mode gewettert und den Mammuth-Hut, wie du ihn nanntest, verdammt; du hast sogar den tapferen Gedanken entwickelt, daß eine junge geschmackvolle Frau den Muth haben müsse, dem Gebot einer Mode, die ihr unschön dünkt, sich nicht zu schablonisieren. Das war sehr klug und weise gesprochen. Trotzdem traf ich dich eines Tages vor dem Spiegel, auf dem Haupte einen gewaltigen Hut, grell und schreiend in den Farben, mit einer verwirrenden Fülle von Rüschen und Maschen und mit drei hochwallenden Straußfedern. Beim Anblick dieses Ungethüms überlief es mich kalt. Was thun? Debattieren? Nachweisen, daß du deine eigene Theorie, die du so schön, so logisch, so einwandfrei dargelegt hast, Lügen strafst? Dir zu Gemüte führen, daß der babylonische Turmbau dein Gesichtchen verdunkelt und deine reizende, niedliche Figur erdrückt? Es wäre vergebliche Mühe gewesen. Ich schwieg also. Machte mir bloß eigene Gedanken."

„Was für Gedanken?" warf Paula ein.

„Das wirst du bald hören, vorerst möchte ich dir noch einen anderen Leidenen, aber, wie mir scheint, bezeichnenden Fall in Erinnerung bringen. Du weißt, wie lieb ich dich habe. Es wäre daher nicht verwunderlich, wenn mich Eifersucht plagte, so oft dich junge Männer umschwärmen. Ich bin indeß nicht eifersüchtig. Bin es deshalb nicht, weil du bei aller äußeren Fatterhaftigkeit im Grunde eine anständige und brave Natur bist. Hat man den Kern eines Menchen erforscht — und das glaube ich bei dir gethan zu haben — dann ist man sich auch über sein Wollen und Handeln völlig klar. Ich lasse dir also volle Freiheit, in der ruhigen Ueberzeugung, daß du sie nicht mißbrauchen wirst. Wie anders du? Ich war niemals ein Schürzenjäger. Ich werde von Frauen nicht umschwärmt. Ich finde in meinem ehelichen Heim volles Genügen. Habe also nicht den geringsten Anlaß, nach extremen Lockungen zu fahnden. Du bist aber gleichwohl stets auf dem Qui vive. Du horchst, du lauerst. Du stöberst in meinen Schubladen nach Urkunden ehelicher Untreue. Kürzlich hast du nun einige solcher Dokumente aufgespürt. Es waren Reliquien aus meiner Junggesellenzeit. Briefe einer vertrackten alten Jungfrau, die mich einstmals mit ihren leidenschaftlichen Liebesbeteuerungen verfolgte. Warum ich diese Briefe aufbewahrt habe? Weil ich in ihnen überaus interessante psychologische Belege sah, die einen tiefen und lehrreichen Einblick in die Zerrüttung einer Frauenseele boten. Sie hatten für mich einen rein wissenschaftlichen Werth. Das habe ich dir dargelegt. Aber so einleuchtend auch meine Darlegungen waren, sie fruchteten doch nicht. Deine Phantasie begann zu arbeiten. Ich erschien dir auf einmal in einem ganz anderen Licht. Du wittertest plötzlich in mir einen heimlichen Sünder. Und nun wurde dir auch eine harmlose Thatsache sehr verdächtig, die Thatsache nämlich, daß auf dem Aufsatz meines Schreibtisches die Porträtbüste eines jungen Mädchens stand. Daß diese Büste von einem mir befreundeten Bildhauer herrührte, der sie mir vor Jahren geschenkt, daß ich das Modell dazu nicht gekannt, nie gesehen, daß ich bei der Betrachtung der reizenden Züge des Mädchenantlitzes bloß eine reine, ästhetische Freude habe, all das sind natürlich Ausflüchte, Verschleierungen der Wahrheit. Diese Wahrheit hast du dir sehr hübsch konstruiert. Das Modell der Porträtbüste war jenes Weib, dessen glühende Liebesepistel du in meiner Schublade exhumiert hattest. Gegen diese Logik war ich natürlich machtlos. Die Briefe wurden also den Flammen überliefert, der reizende Mädchenkopf wurde in die Rumpelkammer verbannt, und als ich eines Abends die schüchterne Bemerkung einfließen ließ, daß der leere Raum auf dem Aufsatze meines Schreibtisches einer Ausfüllung bedürfe, da hast du sehr fein gelächelt. Was dieses sehr feine Lächeln bedeutete, das wurde mir einige Tage später klar, als mich vom Aufsatze des Schreibtisches die Porträtbüste der lieben Schwiegermama grüßte. Das war in der That eine sehr zarte, sehr liebenswürdige Aufmerksamkeit."

„Bist du fertig?" fragte Paula mit gereizter Stimme.

Ich nickte.

„Möchtest du mir nicht sagen," fuhr sie fort, „was du eigentlich mit diesen Reminiszenzen bezweckt?"

„Sie bilden den Unterbau für meine sokratische Frage, die ich in folgender Weise formulieren und an deinen Philosophen richten möchte: Verehrter Herr Professor! Die wenigen Züge, die ich auf's Geradewohl aufgegriffen und vorgeführt habe, sind typischer Natur. Sie kennzeichnen also nicht mein liebes Frauchen allein, sondern die weibliche Natur im allgemeinen. Und nun frage ich: wo ist jene wunderbare Insichgeschlossenheit, jener tiefe Wesensgrund, jenes Absolute im Weibe, davon Sie singen und sagen? Ich finde es nirgends!"

„Du brichst also über mich den Stab?" rief Paula erregt.

„Durchaus nicht. Meine Ansicht ist die: wir lächeln heutzutage über den romantischen Minnedienst, den man einstmals den Frauen widmete. Aber ich glaube, daß der philosophische Minnedienst nicht minder lächerlich ist. Mit spekulativen Verstiegenheiten kommt man dem Wesen der Frau nicht bei. Man lasse sich doch nicht durch tönende Worte einlullen. Was soll es heißen: in dem Weibe schimmert jene mystische Einheit durch, aus der die Zweitheilung der Geschlechter hervorging? Der moderne Naturforscher lächelt darüber. Was dem Philosophen als Absolutes erscheint, mit dem Zauber einer mystischen Einheit umwoben, darin erblickt er jene nachweisbare Urzelle, aus der sich alle organischen Wesen entwickelt haben. Nehmen wir also das Weib, wie es ist. Was finden wir? Ein Weib mit einer bewunderungswürdigen Hingebungsfähigkeit, aber auch mit einer Fülle kleiner, ja kleinlicher seelischer Qualitäten. Aber gerade dieses Kleine und Kleinliche möchten wir nicht missen, denn dadurch erst empfängt das Wesen des Weibes seinen eigenthümlichen, seinen seltsam schillernden und lockenden Zauber."

Leben im Weltall.

Von Hans Günther.

Keplers Traum. — Ein Bote aus dem Weltall. — Das hohe Lied des Lebens im Weltall. — Die Kälte des Weltraumes auf Merkur und Mond. — Venus und Mars tote Planeten. — Organisches Leben in heißen Quellen. — Unzerstörbare Lebenskraft der Bakterien. — Meteore als Träger des Lebens im Weltall.

Hoch über dem Zürichsee steht schweigend am Waldrand mein stilles Heim. Hinter mir rauschen die Tannen im nächtigen Dunkel. Unter mir liegt wie ein silberner Spiegel im schwarzen Schatten der Ufer der träumende See. Ueber mir glitzern und funkeln die ewigen Sterne, die unsere Sehnsucht sucht und sucht. Schmeichelnd umweht der Sommerwind meine brennende Stirn. Und trunken starren die Augen empor in das Lichtgefunkel, hinauf zum flammenden Mars, zur bleichen Venus, zu Millionen brennender Sonnen, die da im Kreiselschwung den Raum durchziehen. All unsere Menschensehnsucht, all unser Harren und Hoffen, all unsere Triebe und Träume enden dort oben in der Unendlichkeit, die da in silbernen Strahlen durch nächtiges Düster zu uns herniederblickt ....

Vor einigen Jahren gab man ein Büchlein heraus, dessen Verfasser der alte Kepler war. Jener Geistesheros, dessen Zauberstab die Weiten des Alls für uns erst sprechen machte und der die Harmonie der Sphären in klare Formeln schlug. In jenem Büchlein — „Traum vom Monde" heißt es — hat er nicht gerechnet, sondern einem Dichterdrange freies Spiel gelassen, der bei so vielen großen Forschern Thür an Thür mit kühlster Ueberlegung wohnt. Köstliche Bildchen zeichnet das Buch, wie man in jenen Zeiten unsern Trabanten bevölkert dachte. Da gibt es Städte auf dem Monde. Riesige Festungen werden gebaut. In tiefen Höhlen und Kratern legen die Mondbewohner ihre Lager an. Alles athmet Leben — Leben draußen im Raum. So überbrückte die schweifende Phantasie leicht die 50,000 Meilen, die die Erde von ihrem treuen Begleiter trennen. Unsere Fernrohre überbrücken die Weite heute noch sicherer. Und so mächtig sie sind, so deutlich sie uns unsern Trabanten zeigen, von Mondbewohnern, von Mondstädten wissen sie uns nichts zu melden, nichts zu sagen von Keplers farbigem Traum ....

Droben am Himmel schießt jetzt jäh ein blendender Feuerstreif zur Erde hinab. Ein blaues Leuchten, ein leises Knattern. Vorbei! Vielleicht fielen noch heiße Steinstücke nieder auf unsern Stern. Ich sehe sie nicht; aber ich weiß, daß das Meteor ein Bote ist aus jener fernen Welt, ein Bote, der im rasenden Fluge im Luftmeer der Erde aufglühte und zerbarst. Was für Möglichkeiten liegen nicht in diesem Stein? Von wo mag er zu uns gekommen sein? Welche Tiefen des Raumes hat er durcheilt? War es vielleicht ein Trümmerstück eines geborstenen Planeten, der so aus der Ferne seine letzten Grüße herüberschickt? Möglich ist das schon! Dann aber entzünden sich an diesem einfachen Vorgang Fragen über Fragen und wieder taucht in der Tiefe des Raumes das Leben auf. Konnte nicht Leben auf jenen Planeten blühen? Konnten nicht Keime mit diesem Trümmerstück zu uns kommen?

Wohl 300 Jahre liegen zwischen Kepler und uns. Unsere Träume vom belebten All sind in dieser Zeit hinabgestiegen vom menschenähnlichen Wesen zum keimenden Spozen. Etwas oder hinauf? Ich weiß nicht recht. Es schien einmal — und gerade heute scheint es wieder so — als ob Leben im Weltenraum unmöglich wäre. Leben natürlich, wie wir es auf Erden kennen. Die Wissenschaft sagt uns, daß die Sonne eine weißglühende Kugel ist. Und mit ihr alle Sonnensterne am dunklen Himmel droben. Die meisten noch viel heißer. Da schwimmt unser Eisen — um ein Beispiel zu nennen — als gasige Wolke in unfaßbarem Glühen. Wie soll darin Leben sein? Und zwischen diesen Weltallshöhöfen herrscht die eisige Nacht des luftleeren Raumes, den nur das Licht auf Aetherschwingen durcheilt und der mit seinen 273 Kältegraden jeden Gedanken von Lebensmöglichkeit von vornherein erstickt. Als einzige Hoffnung zeigen sich dem suchenden Blick die Kinder der Sonnen: die Planeten. Auf sie und ihre warmen Hüllen, die wie ein Mantel aus Gas den festen Kern umgeben, stützte sich damals die letzte Möglichkeit des Lebens im All. Auf Erden lebt das Leben die jauchzendsten Symphonien seiner Kraft und droben — auf unsern Schwestersternen — sollte es öde sein? Sicherlich nicht! Sicher war auch dort das hohe Lied des Lebens erklungen.

Doch wieder kam die Wissenschaft und setzte ein Fragezeichen. Merkur, der innerste unserer Planeten, dreht sich in 88 Tagen einmal um sich selbst und gleichzeitig einmal um die Sonne. Er kehrt ihr also stets die gleiche Seite zu, während die andere ausstrahlt in den eisigen Raum. So kann seine Temperatur wohl ein paar Grad höher liegen, als der absolute Nullpunkt, beträgt aber immerhin — 220 Grad! Was bedeutet das? Nichts anderes, als daß Merkur dann keine Lufthülle wie die Sonne haben kann. Bei solchen Temperaturen verdichten sich alle Gase zu festen Massen, bis auf Helium und Wasserstoff, und deren molekulare Eigenbewegung ist so groß, daß die geringe Anziehungskraft der kleinen Planeten sie nicht festzuhalten vermag. Sie stürzen hinaus in den Raum. Auch bei der Erde ist es so. Helium steigt hier fortwährend auf aus tiefen Schächten und Quellen — und dennoch vermindert sich sein Bestand in der Atmosphäre immer mehr. Ein Zeichen, daß selbst die anziehende Kraft der Erde nicht genügt, hier ein überwiegendes Verhältniß zu schaffen, dem die tanzenden Gasmolekel gehorchen müssen.

Todt und starr, ohne eigene Lufthülle und ohne ein Tröpfchen Wasser, schwimmt auch der Mond im Raum. Auch auf ihm muß des Weltraums Kälte herrschen. Irdisches Leben auf dem Mond ist daher unmöglich.

Von Venus wissen wir, daß sie eine sehr dichte Lufthülle besitzt, die sich in unsern spähenden Rohren jenen ins All hinaus projizirten Augen der Menschheit verräth. Dafür gibt es hier eine andere Schwierigkeit. Aus der Stellung des Planeten zur Sonne, aus seiner Drehungsgeschwindigkeit, allerlei Strahlungsgesetzen und anderen schönen Dingen läßt sich nämlich berechnen, daß Venus eine Temperatur von +65 Grad besitzt. Das hält höheres Leben, soweit wir wissen, nicht aus!

Mars gilt Vielen noch als Centrum der Allintelligenz. Als Mittelpunkt der Kultur des Raumes. Die sogenannten Kanäle mit ill ihrem Drum und Dran an Hypothesen und Spekulationen sind so in das Bewußtsein der Menschheit übergegangen, haben sich so assimilirt, daß das Dasein von Marslebewesen vielen als eine Selbstverständlichkeit, als eine Forderung der allgemeinen Vernunft erscheint. Die Astronomie that alles, um diese Annahme zu stützen, wenn auch immer wieder verneinende Stimmen laut geworden sind. Vor einigen Jahren aber hat Svante Arrhenius überzeugend nachgewiesen, daß auch Mars aller Wahrscheinlichkeit nach eine todte Welt ist, deren Erdbeben- und Verwerfungsspalten wir als das Werk intelligenter Weise betrachtet haben.

An die äußeren Planeten wagten sich diese Spekulationen kaum. Zum wenigsten nicht, soweit sie auf dem Boden der Wissenschaft fußten, denn von Jupiter und den übrigen wissen wir allzuwenig. Trotz allem nun — es beginnt wieder zu dämmern. Gewiß glühen die Sonnen dort oben in unfaßbarer Hitze. Gewiß schwimmen die Planeten und Monde nackt und schutzlos im eisigen Raum. Gewiß ist der Weltraum selbst luftleer und totenstarr. Nur, daß wir jetzt langsam zu fragen beginnen, ob nicht dennoch und trotzdem . . .

Noch gar so lange ist es nicht her, da erzählte man von Weizenkörnern, die man in alten ägyptischen Sarkophagen neben Mumien gefunden hatte, daß sie, ausgesät, gleich zu keimen begannen. Das war Fabel. Aber wir haben da kleine Thierchen — „Bärtierchen" nennt man sie ihres Aussehens wegen — die lustig in Dachrinnen leben und lieben, so lange es dort feucht genug ist. Kommt die Dürre über sie, wie eine jener sieben Plagen in Aegypten, so erstarren sie, werden zu Staub, den jeder Luftzug von dannen führt, bis eine andere Wasserspur, eine Pfütze, in die die „toten" Thiere gerathen, sie wieder zum Leben erweckt. Und das nach Monden und Jahren!

Das wäre das Vertrocknen. Jetzt Kälte und Hitze. Wenn wir an kochendes Wasser denken, so denken wir auch an Verbrühen. Und Frostkälte läßt, das wissen wir, alles erstarren, macht alles kalt und todt. Und dennoch — dennoch! Die Thatsachen reden anders und: „Desto schlimmer für die Thatsachen!" sagt heute niemand mehr.

In den heißen Quellen der Insel Ischia im märchenschönen Neapeler Golf, die eine Temperatur von 85 Grad aufweisen, fand man vor rund fünfzig Jahren lebende Algen, also niederste Pflanzen, und Räderthierchen, ganz kompliziert gebaute Angehörige einer Thierklasse, die auch sonst des Merkwürdigen viel enthält. Und die wurden dort nicht verbrüht. Sie lebten, sie pflanzten sich fort, sie gedihen! In den Geisern und Sprudeln des Yellowstoneparks gar ertragen sie noch viel höhere Temperaturen. Aber was will das alles sagen gegen die Zähigkeit mancher Bakterien und Bazillen! Einer Hitze von 150 Grad hat man sie ausgesetzt. Gestorben sind sie nicht!

Nun kommt die Kälte. Raoul Pictet, der geniale Physiker, ist hier zu nennen. Er stellte Weltraumskälte in seinem Laboratorium her, und damit kamen die großen Wunder der Natur. Tausendfüße lebten bei — 50 Grad. Schnecken hielten bei — 120 Grad aus und Diatomeen, niedere Algen, waren mit — 200 Grad nicht umzubringen. Macfayen ging noch weiter. Er brachte Bakterien in eine Kälte von — 250 Grad.

Sie lebten nach wie vor. Jetzt stehen wir am Ende. Doch halt, noch eins. Man setzte Bohnen anderthalb Jahre lang in ein Stück luftleeren Weltraums, d. h. in Glasröhren, aus denen die Luft ausgepumpt war. Und als man sie der Welt wiedergab, keimten sie, als sei nichts geschehen.

„Das sagt uns nicht nur, daß vielleicht Leben direkt durch Meteore von einem Stern zum andern gelangen kann. Das scheint jetzt sicher! Aber weiter noch greifen die Gedanken hinaus, zu formen und zu gestalten. Eine einzige Spore, ein einziger Keim, ein einziges Bakterium und das Zauberwort „Entwicklung", das Darwin und die nach ihm kamen, uns lehrten, genügt, um durch die allmähliche Anpassung im Laufe der Jahrmillionen die Fülle der Formen hervorzubringen, die wir auf Erden kennen."

„Die Erde lasse aus sich hervorgehen Bäume und Kräuter . . ." Liegt da wohl tiefere Wahrheit in dem alten Räthselwort, als wir je ahnten? — Wie dem auch sei — und das „Wie" der Entwicklung ist uns ja immer noch ein ebenso großes Räthsel wie zuvor — wie dem auch sei, die Möglichkeit an sich steht für uns fest. Von hier aus strahlen Brücken hinaus in den Raum, auf denen unsere Gedanken wohl wandern können. Da grünt nicht nur der Planet, auf dem ein einziger Keim nach irrender Streife im Raume Fuß gefaßt hat. Diese wundersame Fähigkeit des Lebens, sich an Extremen nach beiden Seiten anzupassen, birgt tausend Möglichkeiten. Es können Weltkörper belebt sein mit Wesen, die eine ganz andere Entwicklung hervorgebracht hat. Schon die Erde selbst. Wieviel verschiedene Formen haben hier nicht Leben gewonnen. Aber — das ist jetzt die Frage, in der alle Schauer des Unendlichen wieder starren — wie, wenn unser Leben nur eine Anpassung wäre an unsern Stern? Wenn draußen im weiten All ganz andere Möglichkeiten des „Lebens" möglich wären? Wir können uns das „Wie" nicht denken. Dazu müßten wir vergleichen können. Aber „Das" scheint feststehen. Ueberall ist Kraft die gleiche. Die äußere Gestaltung des Stoffes kann vollkommen anders sein. Möglichkeiten — aber keine Phantasien, denn wir gehen ja nur so weit, wie uns die Brücke trägt, die uns die Forschung hineinbaut in den todten Raum.

Jiddisch.

Wenn man die Weltsprachen aufführt, so vergißt man sicherlich immer eine Sprache zu nennen, der doch ein Platz unter den Weltsprachen gebührt: das jetzt mit einem Male so interessant gewordene Jiddisch. Das ist bekanntlich ein bastardirtes Deutsch, das nicht allein von der großen Mehrzahl aller Ostjuden von Polen bis hinein in die Tschuktschen-Halbinsel gesprochen wird, sondern zugleich in Amerika und Südafrika, in Syrien wie in Australien die Umgangs- und Familiensprache des größten Theiles der dortigen Judensiedelungen ist. Dank dem Jiddisch kann man, ohne eine andere Sprache als Deutsch zu verstehen, in einem großen Theile aller Erdtheile sich verständigen, und schon der niederrheinische Ritter Arnold von Harff, der in den Jahren 1496 bis 1499 eine Pilgerfahrt unternahm, die ihn von Köln durch Italien, Syrien, Aegypten, Arabien, Aethiopien, Nubien, Palästina, die Türkei, Frankreich und Spanien führte, berichtete an seinen Landesherrn, den Herzog Wilhelm von Jülich und Berg, daß er an vielen Orten seiner Wanderfahrt deutschsprechende Juden gefunden und um der Sprache willen oft mit ihnen habe Gesellschaft halten müssen.

Wie ist nun gekommen, daß das Judenthum in einem so großen Theile der ganzen bewohnten Erde am Deutschen als der Grundlage seiner Verkehrssprache festgehalten hat? Die Erklärung gibt ein lehrreicher Aufsatz über das Jiddisch, den Heinrich Löwe in dem Hefte Ostjuden der Süddeutschen Monatshefte in München veröffentlichte. Die Vorfahren aller dieser jiddisch sprechenden Juden wohnten einmal auf dem Boden des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, wo ja die Juden im Mittelalter eine solche Bedeutung für das Stadtwesen hatten, daß sie nach Wilhelm Arnold geradezu zum Begriffe der Stadt gehörten. Besonders im 14. und 15. Jahrhundert sind dann diese deutschen Juden in Massen gen Osten gewandert; dies wurden die Vorfahren der heutigen polnischen und lithauischen Juden, und mit der ganzen Zähigkeit des jiddischen Stammes haben sie die Zustände ihrer bisherigen Heimath zu bewahren gesucht. So ist der für die Ostjuden kennzeichnende lange Rock noch eine Mode aus den Tagen der Meistersinger und so hat auch das Jiddische eine große Fülle von altem deutschem Sprachgut bewahrt, das sonst in unserer Sprache untergegangen oder doch in entlegene Winkel verschwemmt worden ist. Wenn der polnische Jude ein Linnentuch Leilech, ein Taschentuch Zwehl nennt, wenn er für Thräne Treher oder Tre und für Lippen Lefzen sagt, so gebraucht er altes deutsches Sprachgut, und so haben sich auch die Verwandtschaftsbezeichnungen Schmur und Eidam, die in der heutigen deutschen Sprache ganz zurückgetreten sind, im Jiddischen der Gegenwart erhalten.

Eine wunderliche Laune der Sprachgeschichte will, daß das Sabbatbrot der Juden, der Barches, nichts anderes ist, als Berchias Brot, wie es die alten Germanen kannten, und das süße Sabbatgemüse Zimmes hat, wie wir aus Hebel wissen, seinen altdeutschen Namen im alemannischen Basel wie im Jiddisch der Ostjuden. Eine alte deutsche Sprachform hat sich auch im Judendeutsch erhalten, wenn der polnische Jude fragt: „Von wannen kommt Ihr?" im Sinne von „Von wo kommen Sie?" „etz" an Stelle von „ihr" und „engker" für „eure" sind bekanntlich gut bayerisch, und das so oft als Mauschelei verspottete „Waas ist dermehr?" ist nichts anderes als die gute mittelhochdeutsche Frage: „Was ist der Mär?" Man wird hiernach nicht in Abrede stellen können, daß Stärk recht hat, wenn er im Neuen Merkur daraus hinweist, daß das Jiddisch für die Germanisten eine Menge interessanter Probleme biete.

Nun enthält das Jiddische freilich nicht ausschließlich deutsche Sprachelemente. Aus dem Lateinischen des Mittelalters sind zum großen Theil solche Begriffe entnommen, die sich auf den Kultus beziehen. So heißt das Vorlesen der heiligen Schrift in der Synagoge leinen (von elegere), das tägliche Beten Oren (orare) oder Dowwenen (devovere), segnen und Tischgebet sprechen heißt Benschen (benedicere). Die der slawischen Umgebung entnommenen Ausdrücke sind recht gering und beschränken sich auf einige Körpertheile, auf das Handwerk und manche andere Dinge des täglichen Lebens. Dagegen hat das Synagogale und das Familienleben dem Jiddischen eine Anzahl von hebräischen Worten zugeführt: Synagoge und Familie waren und blieben ja die Zufluchtsorte, in die sich der Jude allein bei den Unterdrückungen retten konnte. So heißt im Jiddischen noch heute die Familie auf hebräisch Mischpoche, der Bräutigam Chosse, die Braut Kalle — aber der Sohn heißt Suhn, die Tochter Tochter, die Tante Muhme, der Onkel Vetter, der Schwiegervater ist der Schwäher, die Schwiegermutter Schwigger, der Schwiegersohn auf gut Deutsch Eidam. Bemerkenswerth ist dabei, daß auch die dem Hebräischen entnommenen Wörter ganz deutsch gebeugt werden und, wenn sie sich nicht ohne weiteres dazu eigneten, entsprechend umgeformt und mit deutschen Vor- und Nachsilben so verbunden und verdeutscht worden sind, daß sie nunmehr ganz wie deutsche ungezwungen abgewandelt werden können. Also das Jüdischdeutsche hat nicht das Deutsche hebräisirt, sondern umgekehrt, das Hebräische verdeutscht.

Ersatz.

Kunde: „Die Photographie gefällt mir sehr gut! Sieht die Dame denn auch wirklich so aus?"

Heirathsvermittler (zögernd): „Na, ganz neu ist das Bild nicht mehr .... aber inzwischen hat sich durch die Zinsen auch das Vermögen der Dame verdoppelt!"

So plötzlich.

„Und was hat Ihnen in Afrika den größten Eindruck gemacht, mein Herr?"

„Die Viktoriafälle, mein Fräulein."

„Und warum?"

„Weil sie ganz wunderbar sind, mein Fräulein."

„Oh, oh, mein Herr, das kommt — das kommt so plötzlich!"

Die klimatischen Verhältnisse der Welt.

Von Dr. Bröß.

Für den klimatischen Charakter eines Landes ist neben der Temperaturangabe das wichtigste Element die Größe der jährlich niederfallenden Regenmenge. Ihre Ermittelung ist nicht nur für die Wissenschaft von Bedeutung, sondern sie ist mit Erfolg auch praktisch in Anwendung gebracht worden. Die Menge der atmosphärischen Niederschläge, wie zusammenfassend alles Wasser bezeichnet wird, das in Form von Regen, Thau, Reif, Schnee und Hagel zur Erde fällt, giebt sowohl wichtige Anhaltspunkte über die Witterverhältnisse, als auch einen Maßstab über die natürlichen Hilfsquellen eines Landes. Die Größe des jährlichen Regenfalles findet z. B. in den Weizenbaugebieten von Süd-Australien praktische Anwendung. Der Erfolg der Ernte für das folgende Jahr kann kann bis auf fünf Prozent genau nach der im vorhergegangenen Jahre beobachtenden Regenmenge festgestellt werden. Ebenso konnte für die Insel Barbados die Ausfuhr an Zucker für das kommende Jahr aus der Regenmenge des gegenwärtigen genau in Beziehung gebracht werden. Ja, es soll sogar die Zunahme des Schafbestandes in verschiedenen Bezirken von Australien und Argentinien mit einer Zunahme des Regenfalls in Zusammenhang stehen. Ebenso besitzt die Zu- oder Abnahme der Regenmenge in den Kaffeegebieten einen Einfluß auf den nächstjährigen Ertrag, eine Thatsache, die im Börsenwesen wohl bekannt ist.

Ausschlaggebend kann die jährliche Niederschlagsmenge für solche Gebiete sein, die für die Wasserentnahme großer Städte in Betracht kommt, wie zum Beispiel bei der württembergischen Landes-Wasserversorgung. Aus der Regenhöhe ergiebt sich die jährliche, in den Boden gelangende Wassermasse und nach Abzug des in Bächen und Flüssen ablaufenden und verdunstenden Theiles die im Erdboden aufgespeicherte Menge. Natürlich kann die Rechnung nur die Bohrproben und Versuche unterstützen.

Die meteorologische Messung der Regenhöhe kann sich auf die Feststellung der Regenmenge jeder einzelnen Stunde erstrecken. Daraus ergeben sich dann die durchschnittlichen Regenmengen für den Monat und für das Jahr. Auch die Angabe der Tage mit starken Regenfällen, die Zahl der regenfreien und -armen Tage ist nothwendig.

Wie wird nun diese Regenmenge bezw. Regenhöhe gemessen? Wenn zum Beispiel im tiefen Winter auf den gefrorenen Boden Schnee niedergeht, wird die Höhe des gefallenen Schnees für den betreffenden Schneefall maßgebend sein. Diese Höhe kann einfach dadurch bestimmt werden, daß man die Dicke ihrer Schicht mit dem Maßstab an irgend einem Punkte des betreffenden Gebietes feststellt. In der Höhenangabe dieser Schicht in Centimetern oder Millimetern hätte man die gesuchte Zahl. In schneereichen Gebieten lassen sich oft an den Wegrändern die Schichten verschiedener, zeitlich getrennter Schneefälle an leichten, in den Zwischenpausen eingelagerten Staubschichten erkennen. Ebenso wie hier Schicht um Schicht sich aufthürmt, müßte man sich vorstellen, daß alle Regenfälle eines Jahres — Schnee und Hagel in Wasser verwandelt — ohne in den Boden zu sinken, in Bächen abzulaufen oder zu verdunsten, liegen blieben. Ihre Höhe in Centimetern gemessen, wäre dann die gesuchte Regenhöhe.

Alle Messungen des Regenfalles für das ganze Jahr zusammengenommen ergeben die jährliche Regenhöhe eines Beobachtungspunktes. Die jährlichen Regenhöhen aller Beobachtungsstationen eines Gebietes, im Durchschnitt genommen, ergeben die Größe seines atmosphärischen Niederschlages. Die Genauigkeit dieser Größe steigt natürlich mit der Zahl der Beobachtungsorte und mit der Abgrenzung der Landstriche. Hohe Bergketten, tiefe Thäler, große Waldungen u. s. w. üben einen besonderen Einfluß auf die Feuchtigkeits-Verhältnisse aus.

Alle meteorologischen Stationen, die in einem ziemlich dichten Netz die bewohnten Landgebiete unserer Erde umfassen, verfolgen schon seit Jahrzehnten ihre Ermittlung und beobachten die Veränderungen der jährlichen atmosphärischen Niederschläge. So ist es möglich, Vergleiche über die Häufigkeit und die Menge der Regen in allen Klimaten zu ziehen und die Beobachtungen in vieler Hinsicht wissenschaftlich und praktisch zu verwerthen. Die Regenmessungen sind eine wichtige Stütze für die Untersuchung des Zusammenhanges von Temperatur, Bevölkerung, Windrichtung und Bodenbeschaffenheit eines Landes sie sind der Maßstab für die Bodenfruchtbarkeit. In letzter Linie sind sie ausschlaggebend für die gesundheitlichen Verhältnisse und für die Grundlage der Existenz und bestimmend für die Rassen- und Kulturentwicklung.

Ja so!

Kellnerin: Trinken S' noch oans, Herr Malzbäckel.

Herr Malzbackel: „Naa, 's schmeckt ma net."